

26. Dezember 2001

Run run Rudolf

Rudolf, das rotnasige Rentier. Wiedergeburten, Eishockey, Marsh und Mellows. Ein Intercity mit Achsenscha-den in der Reha-Klinik. Kalokagathie. Dicke Mamas ohne Tabus.

Weihnachen – wer möchte schon Weihnachten in einer eiskalten, miefigen Turnhalle am Ende der Welt verbringen, in der sich lauter verwegene, abgerissene Gestalten mit Flaschenbier und Rauchutensilien zudröhnen, deren Boden aus einer Melange aus Dreck, Schneematsch, Alkohol, Zigarettenkippen, Kotze und anderen Abfällen besteht? Hm, alleine im Hunsrück 700 Menschen, so viele treiben sich nämlich in der Turnhalle eines idyllischen Hunsrückörtchens namens Bethlehem rumdrücken, um der weihnachtlichsten aller Weihnachtsrockabilly-Bands dabei zuzuhören, wie sie monumental „white christmas“ und „Run, run Rudolph“ (Chuck Berrys Aufforderung an Rudolph, das rotnasige Rentier, schnell die Geschenke abzuliefern) verdrischt. Und das ohne Rute! Insgesamt sind in der Halle aber 701 Leute, und Nummer 701 würde den ersten Weihnachtsfeiertag lieber mit einem Buch, etwas Lebkuchen, ein wenig Tee, Zimt- und Anisduft, Kerzenwachs, Nadelbaum und dem warmen Gefühl verbringen, dass es wenigstens zwei Tage im Jahr gibt, an denen sich die Welt etwas langsamer zu drehen scheint.

Tut sie aber nicht, zumindest nicht auf dem Hunsrück-Höhen-Weihnachtsfestival, auf dem wir jetzt stattdessen rumlungern, um ein wenig Musik und damit Freude und Liebe in die Herzen der Eingeborenen zu tragen. „Ha – Freude, Liebe, Weihnachten – das sind doch Dinge, mit denen Ihr hartgesottene Rockmukker eh nix am Hut habt“, höre ich jetzt schon wieder aus den hinteren Reihen von den üblichen Querulanten. Mal ganz langsam mit den jungen rotnasigen Rentieren, sage ich da, denn was Ihr nicht wisst ist, dass Rockmusik und Spiritualität enge Wesensverwandte sind! Jawohl! So, und nachdem ich das einfach mal einfach so dahergesagt habe, muss ich Euch jetzt wohl reinen Messwein einschenken, oder? Messwein, ja ein guter Einstieg in meine ersten spirituellen Erweckungen: Unser erster Proberaum befand sich hinter der Sakristei einer Kirche, und was glaubt ihr, was fand unser damaliger Gitarrist, der zu Recht auf den wenig spirituellen Namen „Stoney“ hörte, eines Tages dort? Tja, gemessen an dem Vollrausch, den wir uns mit dem Messwein ansoffen, war das nicht nur eine spirituelle Erweckung, sondern auch eine Wiedergeburt ersten Ranges, berücksichtigt man den kapitalen Kater am nächsten Morgen! Schon damals wurde uns

relativ rasch klar, dass Rockmusik und Religion nur zwei Medaillen einer Seite sind – was immer das auch nun wieder heißen mag. Tja, Rausch und Spiritualität sind enge Verwandte, wie wir aus der Betrachtung zahlreicher Welt- und Naturreligionen wissen: Seit Jahrtausenden gehören Rauschmittel und Religion zusammen wie Marsh und Mellows, wie Gitti und Erika oder wie String und Tanga. Die Indianer haben sich mit Pfeifchen zugehörnt, bevor sie Manitu huldigten, die Christen geben sich eine Runde Weihrauch, bevor man den Rosenkranz chartert, in Amerika singen sie Gospels im Gottesdienst, die Buddhisten meditieren bis zum Umfallen, die Philosophen verfassen unverständliche Traktate („die Ontologie des Seins entspringt der Wesensheit des Seins, gespeist aus dem Wissen des Seins um das Nicht-Sein – eben das Sein als Sein im Nicht-Sein an sich“), die Asketen fasten bis zum Federgewicht – alles recht gangbare Wege, aber alle mit Arbeit, Mühen und Aufwand verbunden. Nun sind Rockmusiker nun mal keine Gospelsänger, Buddhisten, Philosophen und Asketen, und vor allem sind sie fauler als ein Beamter mit Halbtagsstelle im Sonderurlaub – sie wählen gerne den direkten Weg ins Nirwana, ohne den Umweg über das tiefere Verständnis um die Ontologie des Seins in seiner Wesensheit als um das Nicht-Sein wissendes Sein zu nehmen. Und die schnellste Abkürzung auf dem Weg zu Jahwe, Allah, Gott, Sein, Tao, Das-ohne-Namen oder was auch immer führt halt immer noch über solch uns allen vertraute Religionsführer wie Jack Daniels, Jim Beam, Fürst Metternich oder die Herren Bitburger, Jever, Herrn Henninger oder Dr. Dope.

Tja, Spiritualität kommt eben von spiritus, auf lateinisch Geist, und wer von Geist redet, redet in Rockmusikerkreisen natürlich auch von geistesbenebelnden Dingen. Dass da neben dem Alkohol auch die ganze Palette der Barbiturate, Amphetamine und sonstiger Dröhnbomben mit von der Partie ist, verwundert wohl wenig. Verwundern tut eher, dass Typen, deren Intelligenz teilweise nicht mal mehr dafür ausreicht, um ein Loch in den Schnee zu pinkeln, sich auf einmal als exzellente Biochemiker und Fachmänner für organische und anorganische Chemie entpuppen. Die wissen nicht nur, wie und welche Pilze man zu einem schmackhaften Gehirn-Imbiss verkochen kann, die kennen auch die lateinischen Namen dieser Pilze und sämtliche berauschenden chemischen Verbindungen, und selbst wenn sie so zugeknallt sind wie eine irische Freibierkneipe, können sie noch fehlerfrei „Lysergsäurediethylamid“ buchstabieren und artikulieren. Und wie gestaltet sich das denn dann beim Musik machen? Na, ungefähr so:

Eines Tages klingelte mein Telefon, und am anderen Ende war die Rock'n Roll-Elite meiner Heimat, die mir hinterbrachte, dass man Interesse daran hätte, mich anzuheuern. Und wo immer das Wort „anheuern“ fällt, erwacht der Söldner in mir, der dann den Buchhalter weckt, der mir dann den einfachen Dreiklang „mehr Kapellen, mehr Jobs, mehr Geld“ hinterbringt. Und eh ich mich es versah, stand ich in einem der finstersten Probekeller der westlichen Hemisphäre und probte ein paar Stückchen mit einer der Ikonen der rheinhessischen Rock'n Roll-Geschichte – auch wenn keiner von den Jungs in dem Keller überhaupt wusste, was eine Ikone ist – oder wie man „Ikone“ schreibt. Tja, leider hatte der gute Gummi, die gitarrespielende Chef-Ikone, ein wenig zu viel Spiritualität genascht – er war so breit wie die A 60 lang ist, und dementsprechend war auch seine Performance: Er schnallte sich seine alte 1890-er Telecaster um, fiel mit ihr quer durch den Raum, und während er von der rechten Seite des Proberaumes zur linken taumelte wie ein Eishockeyspieler von Bande zu Bande, drosch er ein paar Griffe runter und sang dazu irgendwelche Satzketten, in denen Wörter wie „bitch“, „fuck“, „Rock'n Roll“, „motherfucker“ und „Kalokagathie“ vorkamen. Ziemlich beeindruckend. Eben ein echter Rock'n Roll-Gottesdienst. Ich weiß es nicht, wie die Session ausgegangen ist – als ich gegangen bin, war er immer noch am rumtaumeln und singen. Vielleicht ist er das ja heute noch. Das nenn ich Spiritualität.

Ebenso unvergesslich mein erster großer Auftritt vor zahlendem Publikum, in einer muffigen Turnhalle vor schlappen 300 verwegenen Gestalten mit einer komplett zugedröhnten Kapelle: Der Schlagzeuger hatte zuvor getestet, wie gut sich ein Liter Wein mit Schmerztabletten verträgt, der Bassist hatte getestet, wie gut sich zwei Liter Wein mit einer Pfeife vertragen, und der Gitarrist hatte getestet, wie gut sich drei Liter Wein mit der Realität vertragen. Und am nächsten Morgen haben mich dann alle gefragt, wie der Auftritt denn so war – also die Mitmusiker, wohlgerückt.

Nun gut, aber neben all den Fliegenpilzen, den Schwarztees, Küchenkräutern, Stechäpfeln, Taschentüchern und S-Bahnkarten, die man rauchen kann, neben all den Bieren, Schnäpsen, Likörchen, Fußpilztinkturen und Abwässern, die man so trinken kann, haben wir in Sachen Spiritualität noch eine mächtige Verbündete auf unserer Seite – glaubt es oder nicht, ich rede von der Musik. Wir alle kennen solche Stücke, bei denen unser Geist sich aus den Niederungen von Büro, Küche, Autobahn emporschwingt zu jenen luftigen Höhen, in denen unsere Freunde wohlauf sind, die Geschäfte gut gehen und dieses Top-Modell mit einem

leichten Lächeln und offenen Armen auf uns zueilt – na, Ihr wisst schon, was ich meine. Und dieses Erlebnis ist dann noch mal um einiges intensiver, wenn man die Musik selbst macht. Wer einmal eine fette E-Gitarre vor dem Bauch hatte, aus der so bestialisch laute Töne kommen, dass man damit ein ganzes Hallendach abdecken kann, wer einmal volle Möhre so auf ein Schlagzeug eingedengelt hat, dass Jericho dagegen wirkt wie ein Häkelkurs für höhere Töchter, wer sich einmal richtig in einem Inferno aus Lärm, Krawall, Alkohol- und Zigarettdunst, Scheinwerferlicht und Schweiß gesuhlt hat, der muss nicht jede Woche zum Konfirmandenunterricht.

Wie eng eben dieser Nexus zwischen Religion und Musik auch über das Rausch-Thema hinaus ist, zeigt ein Beispiel aus dem Dunstkreis der Musikerszene, in der ich mich ab und an bewegt habe. Da gab es eine Gothic-Hardcore-Metall-Trash-Brutalo-wir-hassen-Euch-alle-Combo, die sich in der Öffentlichkeit gebärdeten wie ein Rudel ausgehungertes Wildschweine in der Delikatessenabteilung von Dallmayr. Die Jungs waren das Wildeste vom Wilden, ungehobelt wie ein Block Carrara-Marmor auf dem Weg ins Bildhauer-Atelier, laut wie ein Intercity mit Achsenschaaden in der Reha-Klinik und ihr sexuelles Gebaren war dergestalt, dass selbst die hartgesottesten Swinger-Club-Dauerkartenbesitzer mit Lack-Leder-und-Peitschen-Rabatt vor Scham erröteten – kurzum: echte Prachtexemplare des *homo rockmusicus porcus idioticus*. Tja, aber wie das Leben so spielt: Nach dem Ende ihrer Karriere fanden wir zwei der Jungs dort, wo man sie am wenigsten erwartet hätte, nämlich in den Armen der Pfingstgemeinde, einer Hardcore-Version der christlichen Glaubensgemeinschaft, gegen deren Reglement die Hausordnung eines Klosters wirkt wie die Hustler-Jubiläums-Sonderausgabe „Dicke Mamas ohne Tabus“. Da soll noch einer sagen, Musiker hätten keine Spiritualität.

Tja, und zur Spiritualität gehört eben auch der Glaube, und natürlich sind Rockmusiker gläubige Menschen. Nun gut, die Dinge, an die wir wirklich glauben, sind auch die, an welche Ihr jetzt denkt, aber auch jenseits der üblichen Glaubensdinge – Alkohol, die eigenen Fähigkeiten, den Nummer-Eins-Hit, die Deutsche Bank und die Mainzelmännchen – brütet es auch in unseren Hirnen, ob es ein Leben jenseits des Tresens und der Wasserpfeifen gibt. Denkt mal an all die Jungs in der *Beletage*, die sich auf der Suche nach der Wahrheit nach Indien begeben haben (John, Paul, George und Ringo), die ganze Alben mit christlichem Liedgut veröffentlicht haben (Bob Dylan) oder die zum heavy-weight-Islamisten konvertiert sind (Cat Stevens, der sich jetzt Jussuff Islam nennt).

Und so muss es Euch nicht wundern, dass wir gerade in unseren dunkelsten Stunden, wenn wir uns von allen und jedem verlassen fühlen, nach Auftritten mit einer pestilenzartigen Lautstärke, wenn wir stinkend, schweißtriefend und vollbenebelt vor die Halle treten, um das Klingeln aus den Ohren zu schütteln, nach diesen Nächten, in der man sich jeden Knochen ramponiert hat – kurzum, in den wenigen Momenten der Klarheit und Ruhe, zum Sternenhimmel aufblicken und uns fragen, ob es auch da oben eine Bühne gibt, die groß genug für uns alle ist. Und eigentlich, ganz tief in unserem Herzen, wünschen wir es uns, bevor wir beidrehen und wieder in die Mikros rufen: „*Hell ain't a bad place to be*“.